

Sabine Eva Meier · Schuld und Schweigen

Allitera Verlag

SABINE EVA MEIER

Schuld
und
Schweigen

Ein Tegernsee-Krimi

Allitera Verlag

Originalausgabe 2026

Allitera Verlag

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

© 2026 Buch&media GmbH, München

Layout und Satz: Mona Königbauer

Gesetzt aus der Myriad, Warbler Deck und Adobe Garamond

Covergestaltung: Johanna Conrad, KI-generiertes Bild (erstellt mit Nano Banana)

Printed in Europe · ISBN 978-3-96233-546-5

Allitera Verlag

Merianstraße 24 · 80637 München

Fon 089 13 92 90 46 · Fax 089 13 92 90 65

Weitere Publikationen aus unserem Programm finden Sie auf www.allitera.de

Kontakt und Bestellungen unter info@allitera.de

Personen und Handlungen sind frei erfunden.
Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Personen
ist rein zufällig und nicht beabsichtigt.

1. KAPITEL

Gmund – Jagerhaus

Des werdn S' ma jetzt ned glaabn ...

... aber ich saß da wirklich mitten im Jagahaus – zwischen lauter Literaturfreunden, Kulturmenschen und ein paar Neugierigen aus dem Tal – und hörte einer Krimiautorin zu, wie sie über Leichen, Mord und Wahnsinn sprach.

Ich saß also in der hintersten Reihe, halb verdeckt vom Ofenrohr, Lotte lag neben dem Stuhl, und schaute mit mir das Spektakel an. Lisa Wegner hieß die Frau. Krimiautorin, gebürtig aus Gmund, mit einem ordentlichen Schuss Münchner Feuilleton in der Stimme, jetzt wieder zurück im Tal. Die Leute sagten, sie sei eine kleine Berühmtheit. Drei Bestseller, ein Podcast, Lesereisen. An diesem Abend las sie aus einem ihrer Bücher vor – und auch aus ein paar Manuskriptseiten eines Krimis, den sie gerade schrieb. Natürlich ging es darin um einen alten Mord aus dem Tal. Ein dankbares Thema, dachte sich der Verlag wohl, schließlich verkauft sich Mord immer.

Lisa Wegner stand vorne, ganz ruhig, konzentriert und fokussiert. Keine Geste zu viel, kein Zögern in der Stimme. Ihre Erscheinung war schlicht. Rollkragenpulli, Jeans, ein bunter Schal, der irgendwie aussah, als hätte er schon ein paar Jährchen erlebt. Und die Leute – ja mei – die hörten zu wie früher in der Kirche, als der alte Pfarrer noch auf Latein predigte. Eine Mischung aus Ehrfurcht und leichtem Gruseln. Ich lehnte mich zurück. Lotte hob kurz den Kopf, dann legte sie ihn wieder auf meine Stiefel. Draußen rauschte die Mangfall, der Wind zog kalt durchs geöffnete Fenster, und irgendjemand roch nach nassem Loden. In meinem rechten Knie zwickte es vom langen Sitzen. Ich fragte mich kurz, warum ich überhaupt da war. Inzwischen würde ich sagen, vielleicht, weil man manchmal etwas spürt, bevor es passiert. Vielleicht auch nur, weil der Bad Wiesseer Polizeichef gesagt hatte: »Meihammer, tun Sie der Gemeinde einen Gefallen, zeigen Sie Präsenz.« Als ob mein Gesicht allein für kulturelle Tiefe sorgen würde. Der Chef schickte mich immer dann vor, wenn er selbst unsichtbar bleiben wollte oder schlicht keine Lust hatte. Iris, meine Sekretärin, hätte nur zu gerne mit mir getauscht – sie ist ein glühender Wegner-Fan der ersten

Stunde, wie sie mir mehr als einmal versichert hat. Doch der Chef sah das leider anders.

Oder vielleicht war ich da, weil es mir da schon öfter so vorkam, dass etwas aus dem Lot geraten war. Dass im Tal, unter all den gepflegten Gesprächen, etwas brodelte. So ein Grollen, das nur der hört, der gelernt hat, genau hinzuhören. Aber – ich schweife ab.

Lottes lautes Gähnen holte mich zurück. Ich stupste sie leicht an. »Schhhhh.« Und vorne las die berühmte Krimiautorin weiter ...

»Der Kommissar trat ein. Das Leder seines Mantels knisterte leise. Er roch es sofort: Eisen. Blut. Auf dem Boden – ein Abdruck. Halb verwischt. Frisch.« Ihre Stimme war ruhig. Kein Zittern, kein Stocken – jeder Satz kam wie mit dem Skalpell gesetzt. Keine große Geste, kein Pathos. Nur Worte. Trocken, messerscharf, genau.

Ich beobachtete sie aus der letzten Reihe, den Blick über ein paar Köpfe hinweg. Lisa Wegner stand vorn, ganz still, das Buch in beiden Händen, der Rücken gerade, als wär sie nur Teil der Kulisse.

»Es war, als ob der Raum selbst den Atem anhielt«, sagte sie. Dann machte sie eine Pause. Und ließ die Stille arbeiten. Der Saal war mucksmäuschenstill. Man hörte nur das leise Knacken von Dielen irgendwo hinten, vielleicht auch nur das Echo im Kopf.

»Ein Stöhnen. Kein Tier. Kein Wind. Etwas ... Anderes.«

Ich merkte, wie Lotte unter mir einmal tief seufzte. Die Leute ringsum hielten den Atem an. Ich nicht. Ich kannte solche Geräusche. Ich wusste, was sie auslösten. Nicht nur Gänsehaut. Erinnerung. Unruhe. Das Jagahaus wirkte in dem Moment wie ein Wächter. Alt, aus Holz, mit diesen Schatten in den Ecken, die nie ganz weichen, egal wie hell man's ausleuchtet. Geschichten hingen in den Balken. Manche waren nie aufgeschrieben worden.

»Der Kommissar hob die Hand. Die Luft war schwer. Dann – ein Hauch. Warm. Im Nacken.« Wieder Stille. Kein Effekt. Kein Theater. Nur Raum. Und dieser Moment, in dem sich jeder im Publikum automatisch selbst fragt, was er tun würde, wenn er diesen Hauch spürte. »Er wirbelte herum – nichts. Schatten. Wände. Nur Stille. Und dann – ein Kichern. Leise. Dann lauter. Irrsinnig. Kein Mensch, kein Tier. Nur etwas, das längst sein eigenes Spiel spielte.« Sie klappte das Buch zu. Ganz leise. Trotzdem klang es lauter als alles zuvor. Ein Raunen ging durch den Raum. Einer flüsterte: »Wahnsinn.« Ein anderer: »Wie geht es weiter?« Dann Applaus. Zuerst zögerlich, dann laut, vielleicht ein bisschen zu kräftig. Als müsste man sich selbst davon überzeugen, dass das gerade nur Literatur gewesen war. Die

Autorin lächelte. Kein Showlächeln. Eher so, als wüsste sie etwas, das die anderen erst noch herausfinden würden.

»Ich möchte Ihnen die Spannung nicht nehmen«, sagte sie. »Sie sollen das Dunkel selbst betreten.« Der Applaus schwoll an. Und doch – darunter lag etwas anderes. Eine flackernde Stille, ein Nachhall. Wie ein Ton, der noch in der Luft hing, lange nachdem das Geräusch verklungen war.

* * *

Nach der Lesung stand Lisa Wegner an einem Signiertisch. Vor ihr ein Stapel Bücher, in der Hand ein schwarzer Filzstift. Ihre Augen hatten etwas. Da war Glut drin. Nicht gespielt, nicht auf Effekt – eher eine stille Entschlossenheit. Ich sah ihr zu, wie sie Widmungen schrieb, mit ruhiger Hand. Wie sie jedem Besucher kurz in die Augen blickte. Kein Lächeln zu viel. Kein Wort zu wenig. Sie wirkte nicht wie jemand, der sich ins Rampenlicht drängte. Eher wie jemand, der sich dorthin stellte, weil es sein musste. Das Jagahaus war für sie nicht bloß ein Veranstaltungsraum. Für sie war es ein Ort mit Geschichte. Ein Ort, an dem einer wie der Mayr Johann früher das Sagen gehabt hatte. Revierherr, Richter, Jäger – und alles in einem. Und heute? Heute war alles renoviert, ausgeleuchtet, mit Lautsprechern ausgestattet. Aber die Wände ... die wussten mehr. Sie lauschte kurz auf das leise Knarren der Dielen, blickte zu den Schatten an den Balken, und für einen Moment schien sie selbst ein Teil der Geschichte des Hauses zu werden.

Ich stand in der Nähe der Seitentür, als ein alter Mann an den Tisch trat. Ich kannte ihn. Alois Gansmüller, früher Gemeinbeschreiber und Archivar, jetzt nur noch Spaziergänger mit Hang zu alten Geschichten. »Sie schreiben über den Fall von damals? Den vom Mayr?« fragte er.

Frau Wegner nickte. »Ich recherchiere gerade darüber, ja. Die offizielle Geschichte hat Lücken.«

Der Alte beugte sich vor. »Wissen Sie, was mein Großvater immer gesagt hat?«

Die Autorin sah ihn ruhig an. »Sagen Sie's mir.«

Gansmüller flüsterte: »Wenn du lang genug in den Wald schaust – schaut irgendwann wer zurück.« Dann kicherte er.

Ich fröstelte. Nicht wegen der Kälte. Wegen der Wahrheit, die in dem Satz steckte.

Später, als die meisten gegangen waren und der Raum langsam wieder

normal wirkte, sah ich, wie Lisa Wegner zum Fenster ging. Sie blieb stehen, sah hinaus. Es war längst dunkel geworden. Die Mangfall rauschte, dumpf, wie ein Grundton, der alles zusammenhielt. Und doch lag eine eigenartige Stille über dem Haus. Sie legte die Finger auf das Fenstersims. Der Staub war dünn, vermischt mit feinem Aschefilm. Vielleicht vom Kamin. Vielleicht von etwas Älterem. Ich dachte mir in dem Moment: Diese Frau ist nicht nur zum Schreiben zurückgekommen. Sie will was wissen. Und sie wird nicht lockerlassen.

Frau Wegner griff nach dem letzten Buch vom Stapel, klappte es auf und schrieb in geschwungener Handschrift: »Für den, der zurückblickt – und standhält.« Dann hielt sie es mir mit einem Lächeln hin. »Für Sie.« Lotte wedelte begeistert mit ihrem buschigen Schwanz.

Ich sollte vielleicht kurz erklären, wer hier eigentlich erzählt. Mein Name ist Benedikt Meihammer. Die meisten nennen mich Bene. Oder Meihammer, wenn sie was wollen. Kriminalobermeister, Polizeiinspektion Bad Wiessee, zuständig für das, was hier im Tal halt so anfällt. Und es ist mehr, als man denkt, wenn man nur die Postkartenidylle kennt. Ich bin 45, geboren am Tegernsee, aufgewachsen zwischen Bauernhöfen, reichen Münchner Touristen und Nachbarschaftsgetratsche. Mein Großvater war Fischer. Einer von der alten Sorte – mit einem Blick wie ein Wettersturz und Händen, die mehr Geschichten erzählen konnten als alle Chroniken zusammen. Ich hab früh gelernt, dass im Tal jeder jeden kennt. Und dass das nicht immer ein Vorteil ist. Meine Mutter war eine einfache Putzfrau, die mich allein großzog. Wer mein Vater ist, hat sie mir nie gesagt – vielleicht war das auch besser so. Sie war streng, oft hart, und ich war dankbar für jede Minute, die ich mit meinem Großvater auf dem See verbringen durfte. Er war mein Rückzugsort, mein stiller Verbündeter. Leider starb er viel zu früh. Nach der Polizeischule war ich ein paar Jahre in München. Zivil, Undercover, anonym. Das war nötig. Aber es war nicht meins. Großstadt funktioniert eben anders. Lauter. Glatter. Und oft falscher. Irgendwann hab ich g'merkt, dass ich in so einer Welt nicht glücklich bin, weil ich weiß, wo ich hingehör. Also bin ich heim. Und heim, das war der See, und mein kleines Haus ein Stück oberhalb von Bad Wiessee, am Bucherhang. Mehr war nicht geblieben von meinem Großvater – nur dieses kleine Haus. Und die alte Bootshütte unten in Bad Wiessee. Mit dem Ruderboot darin, das für mich noch immer nach ihm roch. Ich wohn dort mit Lotte – Bernhardiner-Dame, stur, treu, schwer wie ein Sack Zement. Die Einzige, die mir

widersprechen darf, ohne dass ich grantig werd. Sie ist ja eigentlich kein Polizeihund, hat keine Ausbildung oder so. Aber mein Chef duldet sie, weil sie mir schon oft in brenzigen Situationen meine Haut gerettet hat. Schon allein durch ihre Größe schüchtert sie so manchen Halunken ein. Ich mag keine Show, keine Schlagzeilen, keine Kollegen, die mehr auf ihr Handy achten als auf die Menschen. Ich glaub an Ruhe. Und an Instinkt. Ich red wenig – aber wenn ich red, dann mein ich's so. Und ich hör zu. Vielleicht zu gut. Vielleicht bin ich deshalb immer dann mittendrin, wenn's gefährlich wird. Und diesmal, das kann ich gleich sagen, war's mehr als brenzlich.

Und diese Geschichte – die fing eben mit dieser Lesung an. Mit Lisa Wegner. Der Krimiautorin, die zu neugierig war. Und mit diesem Satz, der im Raum stehen blieb, wie Rauch: »Wenn du lang genug in den Wald schaust – schaut irgendwann wer zurück.« Aber eigentlich fing sie viel früher an. Mit Schuld. Mit Schweigen. Und mit einem Tal, das nichts vergisst.

*I schweif scho wieda ab ... Entschuldigen S', bitte.
Jetzt aba weida.*

2. KAPITEL

Gmund – Marterl, zur Erinnerung an die Jägerschlacht

Der Anruf kam um 5:31 Uhr. Ich war grad dabei, die Kaffeemaschine zum Arbeiten zu überreden, Lotte lag quer vor dem Ofen und schnarchte wie zehn Holzfäller. Ich hätt mir ehrlich gesagt lieber noch zehn Minuten gegönnt, aber wenn das Handy in aller Herrgottsfrüh läutet, dann ist es selten wegen einer entlaufenen Katze.

»Verdacht auf Leichenfund«, sagte die Stimme von der Leitstelle. »Wo?«

»Grund. Am Marterl. Eine Frau hat's gemeldet.«

»Welche Frau?«

»Lisa Wegner. Die Krimiautorin. Kennen S' bestimmt.«

Ich brauchte einen Moment. Wegner. Natürlich. Die mit der Lesung ges-

tern. Erst von Mord erzählen – dann selber eine Leiche finden. So was war mir auch noch nicht untergekommen.

Ich zog mir die Uniformjacke über, griff nach dem Einsatzrucksack und pffft leise. Lotte stand auf, schüttelte sich einmal durch, dann trottete sie neben mir her zum Wagen. Sie wusste: Wenn ich so aus der Tür ging, war's kein normaler Spaziergang. Der Weg zum sogenannten Jaga-Marterl am Grund führte über die Bundesstraße am See entlang Richtung Gmund, dann durchs Louisenthal und an Schmerold vorbei. Es war neblig, die Bäume standen wie stumme Zeugen auf beiden Seiten der schmalen Straße. Der Tau hing schwer in den Zweigen, die Sonne kämpfte sich langsam durch. Ich kannte den Ort. Zu gut. Dort unten, bei der Senke, war schon einmal einer gefallen. Vor langer Zeit. Aber das Tal vergisst nicht.

Als wir ankamen, stand sie schon da. Die Autorin. Lisa Wegner. Dunkle Outdoorjacke, Zopf, Stiefel. Gelassen, abwartend. Mit einem Blick, der mir gleich sagte: Die hat nicht nur was gesehen – die hat schon längst angefangen zu arbeiten. »Grüß Gott. Meihammer, Polizei Bad Wiessee.« »Lisa Wegner. Ich hab angerufen.« Sie stutzte. »Wir kennen uns doch. Sie waren gestern Abend auf meiner Lesung.« »Ja. Und was machen Sie heut ausgerechnet hier. Um fünf in der Früh? Am Marterl?« »Recherche. Ich arbeite an einem Buch über den Fall Mayr. Ich dachte, das Licht ... die Stimmung vor Sonnenaufgang ... Ich wollte Fotos machen. Und dann ... lag der da.«

Ich trat ein paar Schritte näher. Der Boden war matschig, weich, voller feiner, spitzer Nadeln und morscher Äste. Und dann sah ich ihn auch.

Der Körper lag zwischen hohen Gräsern, ausgestreckt, die Arme unnatürlich nach hinten verdreht. Direkt neben dem Marterl vom Jager Mayr. Das Gesicht war halb verdeckt mit einem ... ja was war das eigentlich genau? Ein Stück Stoff? Auf alle Fälle eine Art Tuch, schien alt, leicht blutbefleckt. Der Hinterkopf – soweit man es erkennen konnte – blutig, zerschlagen. Daneben – ein Hund. Groß, alt, jagdhundartig. Regungslos. Als würde er bewachen. Kein Halsband. Kein Laut. Nur dieser Blick. Tieftrauriger Hundeblick. Lotte blieb stehen, die Rute gesenkt, aber ohne Knurren. Sie spürte es auch: Das hier war anders.

Lotte kam nicht aus einer Zucht oder von einem dieser Vermittlungsportale mit bunten Namen und traurigen Geschichten. Sie war mir einfach zugelaufen. Buchstäblich. Im wahrsten Sinn. Damals, vor knapp fünf Jahren, stand ich mit dem Streifenwagen im strömenden Regen an der B 307, kurz vor Marienstein. Ein Anruf: »Hund auf der Straße, kein Besitzer in Sicht.« Ich war genervt, ehrlich gesagt. Es war spät, ich war durchgefroren,

und eigentlich hätte ich längst Feierabend gehabt. Und dann stand sie da. Nichts Besonderes auf den ersten Blick. Ein großer, leicht struppiger Hund mit traurigen Augen. Nass bis auf die Knochen, klatschnass. Und trotzdem stand sie da – ruhig, wartend. Wie jemand, der keinen Platz mehr hat, an den er zurückkönnnte. Ich hab die Tür aufgemacht und gesagt: »Komm rein, Hund.« Und das tat sie. Ohne Zögern. Einfach so, als hätte sie gewusst, dass ich auf sie gewartet hatte. Ich nannte sie Lotte, weil sie mich irgendwie an meine Grundschullehrerin erinnerte – freundlich, wachsam und ein bisschen misstrauisch gegenüber Autorität. Im Tierheim hat sie keiner als vermisst gemeldet. Kein Chip, kein Halsband, kein Hinweis. Also blieb sie. Erst auf Zeit, dann für immer. Seitdem ist sie meine beste Kollegin. Immer dabei. Immer wach, wenn ich's nicht bin. Und meistens die Erste, die merkt, wenn etwas nicht stimmt – auch mit mir. Manchmal glaube ich, Lotte hat mich nicht gefunden, weil sie jemanden brauchte. Sondern weil sie wusste, dass ich jemanden brauchen würde ... und ich hatte sie noch nicht lange, da machte sie sich schon als mein Lebensretter bezahlt. Es war an einem Donnerstagabend, im Spätherbst. Ich war allein unterwegs, zur Unterstützung bei einer Schlägerei im Maximilian. Zwei Männer, reichlich Maß intus, hatten sich in die Haare bekommen – und als ich dazwischengehen wollte, war gleich wieder alles ruhig. Hände oben, Stimmen gesenkt, diese typische »Is ja guad, Herr Polizist«-Haltung. Aber einer von ihnen hatte was anderes vor. Ich stand mit dem Rücken zur Theke, beruhigte gerade den einen, da sah ich Lotte. Sie war nicht angeleint – das musste sie bei mir nie sein. Sie sah nicht aus, als ob sie angreifen wollte. Sie stellte sich einfach zwischen mich und den anderen Kerl, der sich langsam näherte. Kein Knurren, kein Bellen. Nur dieser starre Blick, den Kopf warnend gehoben, die Ohren leicht gespitzt. Wachsam, still. Der Typ hob tatsächlich den Arm. Wahrscheinlich wollte er mir eine überziehen, mit einem Krug oder einem Barhocker, keine Ahnung. Aber als er Lotte sah, blieb er stehen. Einfach so. Es war, als hätte ihn ein Blitz getroffen. Nur dass es kein Blitz war, sondern ein Hund mit Seele – und diesem Blick, der mehr sagte als jeder Warnruf. Er senkte den Arm, schüttelte den Kopf und ließ sich wieder auf die Bank fallen. Seitdem hab ich nie mehr ohne sie Streife gemacht. Nicht, weil ich Angst hatte. Sondern weil ich wusste: Auf Lotte ist Verlass. Und manchmal, wenn wir nachts allein unterwegs sind, bei Nebel oder irgendwo abseits im Tal, und ich spüre plötzlich dieses leise Ziehen im Bauch – dann reicht ein Blick zu ihr. Wenn Lotte ruhig bleibt, bleib ich's auch. Wenn nicht – na ja. Dann weiß ich, dass ich besser aufpassen sollte.

Ich warf Frau Wegner einen prüfenden Blick zu. »Haben Sie was verändert?«

»Nein. Nur fotografiert. Und dokumentiert. Ich hab alles aufgenommen.«

»Soso.« Ich musterte sie. »Und was genau schreiben Sie? Roman oder Tatsachenbericht?«

»Beides. Der Fall von 1833 – Mayr, der damalige Bezirksjäger – hat mich nicht mehr losgelassen. Sie wissen schon: Menten Sepp, die Jägerschlacht. Ich bin in Gmund geboren. Meine Familie kennt die Geschichte. Und da ist einiges verdreht worden, glauben Sie mir.«

Ich zog nachdenklich meine Stirn in Falten. *Verdreht worden? Was meint sie damit?*

Ich kniete mich vorsichtig neben den Toten. Ein großer Stein lag nicht weit entfernt. Blutverschmiert, schwer, kantig. Keine Schleifspuren, keine Unordnung. Ein undeutlicher Schuhabdruck neben dem rechten Arm, das war's. Alles schien ... arrangiert. »Und, was glauben Sie denn, Frau Wegner – Zufall?«

»Nein. Das hier ist kein Zufall. Das ist ein Abbild.«

Das Wort gefiel mir nicht. Gar nicht. Ich stand langsam auf, nahm ein paar Schritte Abstand. Das Bild, das sich bot, ließ mir keine Ruhe: Die Haltung des Toten, das Tuch über dem Gesicht, der Stein, der Hund – es war zu viel Ordnung im Grauen. Zu viel Bedeutung. Jemand hatte sich Mühe gegeben. Ich drehte mich zu Lisa Wegner um. »Sie wohnen im Tal, Frau Wegner?«

Sie nickte, sah mich abwartend an.

»Ich würde mich dann später bei Ihnen melden. Ich habe noch Fragen.«

Wieder nickte sie. »Ich hoffe es. Ich hab nämlich auch welche.«

Ich sagte nichts. Aber innerlich wusste ich: Das war der Anfang. Nicht nur von einem neuen Fall. Sondern von etwas, das zurückgekommen war. Ich wartete auf meine Kollegen. Beobachtete. Überlegte. Und schaute immer wieder zu dem Hund. Er hatte sich nicht bewegt. Nicht gewinselt. Nicht gezuckt. Nichts war an diesem Morgen ein Zufall. Ich warf einen Seitenblick zu Frau Wegner. Und – ob man es mir glaubt oder nicht – da war mir eigentlich schon klar: Es war der Beginn einer sehr effektiven Zusammenarbeit.

Die Kollegen von der Spurensicherung kamen schwer bepackt. Nebel hing zwischen den Stämmen, der Boden war glitschig wie Seife, und der Wind hatte aufgefrischt. Es roch nach feuchtem Moos, nasser Erde – und nach Eisen. Der Geruch von Blut war nicht mehr frisch, aber er war noch

da. Ich trat zur Seite und ließ die Jungs ihre Arbeit machen. Abgrenzung, Dokumentation, Spuren. Alles wie im Lehrbuch. Nur dass das Lehrbuch selten so was zeigte.

Der Tote war um die fünfzig. Gepflegt, ordentliche Kleidung, Wanderschuhe, aber nicht frisch geputzt – praktisch. Keine Tasche, kein Ausweis, kein Handy. Nur dieser Körper.

Lisa stand nicht weit entfernt, die Arme verschränkt. Sie beobachtete alles, aber nicht wie eine Schaulustige. Eher wie jemand, der schon mehr weiß, als er sagt. Ich behielt sie im Auge. Sie war die Erste am Tatort. Und sie war ausgerechnet heute früh am Grund unterwegs, auf der Suche nach ›Stimmung‹, wie sie es formuliert hatte. Tolle Stimmung, kann ich da nur sagen.

»Was wissen wir über den Hund?«, fragte ich leise in Richtung der Kollegen.

»Kein Chip. Kein Halsband. Wir können ihn nicht dazu überreden, den Leichnam allein zu lassen. Keine Bewegung bisher.«

»Nicht berühren«, bat ich. »Noch nicht.«

Ich ging näher. Der Hund lag halb eingerollt neben dem Toten, die Schnauze zwischen den Pfoten. Er blinzelte, sah mich an, ohne Aggression. Kein Knurren, kein Bellen. Nur dieser stille Blick. »Alt«, murmelte ich. »Der gehört dazu.«

Der Kollege von der Spusi zögerte. »Oder er war einfach zufällig da.« Ich schüttelte den Kopf. »Glauben Sie an Zufall?«

Er zuckte die Schultern.

»Nein, er ist zu vertraut mit dem Toten – er gehört ihm!«

Ich trat zurück. Ein paar Meter entfernt stand Lisa Wegner noch immer am Rand des Holzablageplatzes gegenüber dem Marterl. Ich ging zu ihr. »Fällt Ihnen noch was ein, was Sie noch nicht gesagt haben?«

»Nein. Ich bin wirklich nur hier gewesen, um eine Aufnahme zu machen. Ich dokumentiere gern am Ort des Geschehens – auch wenn das Geschehen fast zweihundert Jahre zurückliegt.«

»Aha.« Ich sah sie an. »Und was genau haben Sie aufgenommen?«

Sie zog ihr Handy aus der Jackentasche, entsperrte es, scrollte. »Fotos. Und eine Tonaufnahme. Ich kann Ihnen das Material schicken.«

Ich war skeptisch. »Woll'n Sie mir damit helfen, Frau Wegner?« Sie sah mich lächelnd an. »Wenn Sie es möchten.«

Mir war klar, ich musste diese Frau in ihre Schranken weisen, aber gleichzeitig nicht aus den Augen lassen. »Ich will, dass keiner dazwischenfunkelt«, knurrte ich, absichtlich unfreundlich.

»Dann haben wir ein Problem«, antwortete sie seelenruhig. »Denn ich forsche weiter. Und ich frage, auch wenn's unbequem wird.«

Ich hatte es geahnt. »Sie gefährden damit vielleicht ein laufendes Verfahren.«

Wir sahen uns an. Kein Streit, kein Zorn. Nur zwei Welten, die aufeinanderprallten. Sie wusste viel. Vielleicht mehr als ich. Aber sie hatte den Mann nicht getötet – da war ich ziemlich sicher.

»Also gut«, sagte ich. »Meinetwegen. Aber Sie halten mich über all Ihre Nachforschungen auf dem Laufenden, klar?«

Sie nickte lächelnd. Irgendwie hatte ich den Eindruck, sie nahm mich nicht wirklich ernst.

Wir standen noch immer am Rand des Platzes, ich grübelte über diese verzwickte Situation nach, als der Wagen kam. Ein dunkelgrauer Audi, parkte perfekt, wie mit dem Lineal gezogen. Die Tür öffnete sich langsam, fast feierlich. Und dann stieg er aus. Ich hätte ihn auch mit geschlossenen Augen erkannt – an dem Geräusch, wie er ruckartig die Jacke glattzog, bevor er den ersten Schritt machte. An diesem leichten, verächtlichen Schnauben, sobald er den Waldboden betrat. Und am Duft von zu teurem Rasierwasser, der gegen den feuchten Geruch von Gras und Blut ankämpfte – und verlor. Ein akkurat gestutzter Bart, eine Designerbrille auf der Nase, das Haar perfekt frisiert – Sie kennen diese Typen bestimmt: überzeugt von sich selbst, mit einem Ego, das kaum durch die Tür passt: Kriminalhauptkommissar Dr. Konrad von Trettlach.

»Meihammer«, schnarrte er, als wär mein Name eine Funktionsbezeichnung.

Ich nickte. »Herr Kriminalhauptkommissar.« Er kam näher, musterte die Szenerie wie ein Galeribesucher das Bild eines Künstlers, den er nicht leiden kann. »Tatort abgesperrt? Spurensicherung vollständig durch?« Seine Stimme war wie immer: messerscharf, trocken, und mit dem Tonfall eines Mannes, der die Antworten eh schon kennt.

»Seit halb sieben«, bestätigte ich. »Dokumentation läuft. Vermutliches Tatwerkzeug, Leiche, Hund – alles da.«

Er zog die Augenbrauen hoch. »Hund?«

»Liegt neben dem Toten. Kein Halsband, kein Chip. Wahrscheinlich seiner.«

Trettlach machte einen Schritt zur Seite, betrachtete den leblosen Körper, dann angewidert den Hund.

Ich versuchte ihn abzulenken. »Sie sind früh dran.«

Er warf mir einen ungehaltenen Blick zu. »Mord am frühen Morgen im Außenbereich – natürlich priorisiert. Das fällt in meinen Zuständigkeitsbereich.«

»Schon klar«, sagte ich. »Nur – die Frau, die ihn gefunden hat, die kenn ich. Und den Platz hier auch. Und das ganze Tal.«

»Das ist mir bewusst«, antwortete er trocken. »Deshalb bin ich ja hier. Damit wir die emotionalen Bindungen vom Tatbestand trennen.«

Ich sah kurz zu Lotte, die neben dem Spurenzelt saß und leise in sich hinein knurrte. Sie mochte ihn nicht. Hatte sie noch nie. Und, ehrlich gesagt, ich konnte's ihr nicht verdenken. »Na schön.« Ich trat einen Schritt zurück. »Dann zeigen Sie mal, wie man's in der Stadt macht.«

Er nickte kurz – und holte sein schwarzes Notizbuch aus der Manteltasche. Auf dem Umschlag prangte ein eingepprägtes, goldenes Monogramm: K.v.T.

Ich wusste genau, dass mein Name heute wieder ein paar Mal darin auftauchen würde. Wahrscheinlich mit Anmerkungen wie »unangemessene Intuition« oder »nicht standardkonformes Vorgehen«. Aber was soll's. Ich hatte ein anderes Notizbuch – und meins war nur in meinem Kopf. Und da stand längst: »Der spielt nach Regeln. Aber die gelten hier im Tal nichts!« Ich kehrte ihm gelassen den Rücken zu, ging zurück zur Leiche.

Einer der Spurensicherer kam mir entgegen. »Keine Abwehrspuren. Kein Kampf. Der Schlag kam von hinten, gezielt. Kopfverletzung tödlich. Stein passt.«

»Fingerabdrücke?«

»Müssen wir abgleichen.«

Trettlach drängte sich ungeduldig vor mich und fragte den Mann: »Zuständig für die Obduktion?«

»München. Huber«, kam es genauso kurzangebunden zurück.

Ich war erleichtert. Dr. Huber war die Beste. »Komm Lotte«, rief ich meine Hündin. »Ab in den Wagen.«

Der alte Jagdhund hob kurz den Kopf, ließ sich aber weiter nicht dazu bewegen, sein Herrchen zu verlassen.

* * *

Die Obduktion am Nachmittag bestätigte, was ich schon vermutet hatte. Stumpfe Gewalt gegen den Hinterkopf. Massiv. Zielgerichtet. Keine Anzeichen für Gegenwehr, keine Sedierung, kein Alkohol im Blut. Aber warum

das Tuch? Warum hatte er es ihm über das Gesicht gelegt? Wollte er etwas verbergen – oder sich selbst schützen? Vielleicht konnte er nicht ertragen, was er angerichtet hatte. Als müsste er den Anblick auslöschen, um die Tat erträglicher zu machen. Und dann der Körper – drapiert, nicht einfach abgelegt. Es war eine Inszenierung. Kein spontaner Mord. Keine Panik. Jemand hatte gewollt, dass wir ihn so fanden. Oder besser: dass jemand ihn so fand. Und dann war da der Hund. Dr. Huber bestätigte: keine Bissspuren am Körper des Toten, keine weiteren Verletzungen. Nur Speichelreste an der Hand des Toten. Das Tier hatte ihn bewacht. Ich fragte mich, wie lange. Armes Kerlchen. Wo er jetzt wohl war? Im Tierheim? Ich musste Iris fragen. Die wusste so was.

Zurück im Revier saß ich an meinem Schreibtisch und betrachtete die Fotos. Der Tote war noch nicht identifiziert. Keine Vermisstenmeldung, kein Ausweis, keine persönlichen Gegenstände. Ein Mann ohne Herkunft, ohne Ziel, am Grund beim Jagamarterl. Lotte lag unter dem Tisch und schnarchte leise. Ich trank den dritten Kaffee des Tages, diesmal mit einem Schuss Milch, weil der Magen zu protestieren begann.

Ich ließ mir die Tonaufnahme von Lisa schicken. Hörte sie durch. Ihre Stimme, ruhig, sachlich: O-Ton. »5 Uhr 40. Grund. Es riecht nach Wald und Dünger. Hier wurde Johann Mayr gestellt – der ›Wilde Jäger von Gmund‹, verwickelt in den Gewaltexzess, den man heute die Jägerschlacht nennt.« Dann: Rascheln. Schritte. Kein Schrei. Kein Theater. Nur ein harter Schnitt in der Aufnahme: »Da liegt jemand. Ich ... ich glaube, der ist tot.« Ich stoppte die Wiedergabe. Zuverlässig. Echt. Kein Fake. Kein Schauspiel. Ich ging ins Nebenzimmer, wo Iris gelassen auf ihrer Tastatur tippte, die Kopfhörer fest auf den Ohren. Sicher hatte sie mich nicht bemerkt. Vorsichtig wollte ich um ihren Schreibtisch herumgehen, um sie nicht zu erschrecken – da nahm sie plötzlich die Kopfhörer ab und drehte sich zu mir um.

»Bene, was brauchst du?«

Ich musste schmunzeln. Sie hatte wirklich einen siebten Sinn.

»Iris, kannst du herausfinden, wohin der alte Hund gebracht wurde?« Erstaunt sah sie mich an, dann warf sie einen Blick auf Lotte, die neugierig ihren dicken Kopf durch den Türspalt streckte. »Wie redest du denn von Lotte? Sie steht doch hinter dir.«

»Nein, nicht Lotte. Der Hund des Opfers. Der muss doch irgendwo geblieben sein. Kannst du das für mich rausfinden?«

Sie lachte leise. »Klar, kein Problem. Ich sag dir Bescheid.«

* * *

Am Abend fuhr ich noch mal nach Schmerold zum Tatort, diesmal allein. Ich wollte den Ort sehen, wenn alle weg waren. Ohne Scheinwerfer, ohne Spurensicherung, ohne Stimmen. Der Nebel war zurückgekehrt. Die Dämmerung drückte auf die Stimmung. Ohne Lotte an meiner Seite wäre mir jetzt mulmig geworden. Vorsichtshalber tastete ich nach meiner Waffe – nur für den Fall. Man sagt ja, der Mörder kehre oft an den Tatort zurück. Ich trat vorsichtig in die Senke, an den Ort, wo die Leiche gelegen hatte. Der Boden war abgedeckt, die Spuren gesichert, der Platz weitläufig mit Absperrband gesperrt – aber der Ort selbst – der war noch voll. Voll von etwas. Ein Gefühl, das man nicht erklären kann. Nur spüren.

Lotte blieb am Rand stehen, die Schnauze leicht gesenkt. Sie war völlig ruhig. Sie hätte mich gewarnt, wäre etwas nicht in Ordnung. Ich drehte mich langsam im Kreis. Nichts zu sehen. Aber – der Wald war nicht leer. Nicht wirklich. Ich brach einen kleinen Zweig ab, steckte ihn mir in den Mundwinkel. Fichtennadel, trocken. Der Geschmack beruhigte mich. Wie früher, beim Warten auf eine Entscheidung Großvaters. Ich blieb noch eine Weile.

* * *

Woin S' wissn, wer da Jaga Mayr gwen is? I vazähl's.

Mayr war 1786 am Tegernsee geboren worden, einer von vier Söhnen seiner Eltern. Er hatte sich für eine Beamtenlaufbahn entschieden, wurde Jagdgehilfe und arbeitete sich langsam empor. Als König Max Joseph I. 1815 eine Revierjägerei in Gmund einrichtete, übernahm Mayr, dienstefrig und treffsicher, den Posten. Sein Jahresgehalt betrug zunächst 300 Gulden und stieg später auf 400. Mit 300 Gulden im Jahr konnte man sich ein einfaches, aber solides Leben leisten – vorausgesetzt, man war genügsam. Viel mehr als ein warmes Zimmer, Brot und ein guter Mantel im Winter war nicht drin!

Mayr nahm seine Arbeit sehr ernst – zu ernst, wie manche fanden. Wilderern zeigte er kein Erbarmen und erschoss sie oft ohne Vorwarnung – auch von hinten. Nicht nur Wildschützen fürchteten ihn: Angeblich hatte er sogar harmlose Schwammerlsucher und Holzklauber mit Blattschüssen »erlegt«. Seine Feinde schworen, er sei »kugelfest« – egal wie oft sie auf ihn zielten, keine Kugel traf ihn.

Mindestens zehn Menschen hatte Mayr an jenem Tag auf dem Gewissen, als er auf sein letztes Opfer traf: den 17-jährigen »Menten Sepp«. Im November

1832 erwischte Mayr den Jungen, der gerade einen frisch geschossenen Hirsch auf einen Schlitten lud. Der Menten Sepp beteuerte seine Unschuld, doch Mayr ließ sich nicht überzeugen. Er nahm ihn fest, ließ ihn über Nacht in der Kälte frieren und wollte ihn am Morgen vor Gericht bringen.

Als der Menten Sepp versuchte zu fliehen, schoss Mayr ihm – wie gewohnt – in den Rücken. Später gab er an, es sei ein Versehen gewesen. Mayr wurde zwei Monate vom Dienst suspendiert, vor Gericht aber freigesprochen. Die Freunde des Menten Sepp schworen Rache.

Ein Jahr nach dessen Tod lockten sie Mayr und seine Gehilfen in eine Falle: Zwischen den Weilern Grund und Schmerold wollten sie ihn erschlagen. Auf Schusswaffen verzichteten sie – denn sie glaubten fest an Mayrs »Kugelfestigkeit«. Mit Gewehrkolben griffen sieben Männer Mayr und seine Begleiter an.

Sie erschlugen seinen Jagdhund »Donau« und den Gehilfen Nikolaus Riesch. Der zweite Gehilfe überlebte nur, weil er sich totstellte. Erst als Anwohner aus Schmerold zu Hilfe kamen, flüchteten die Angreifer. Mayr blieb mit zertrümmerten Knochen liegen und wurde schwer verletzt in sein Haus gebracht – heute das Jägerhaus Gmund.

Vier Monate lang lag Johann Baptist Mayr im Bett, litt Qualen und konnte dennoch nicht sterben. Er rief den Pfarrer nicht zur letzten Beichte, sondern damit dieser ihm die Hostie aus der Hand herauschneiden sollte, die er sich einwachsen ließ – ein Mittel, um »kugelsicher« zu sein. Erst nachdem der symbolische Leib Christi aus ihm entfernt worden war, schloss Mayr am 16. Februar 1834 für immer die Augen. Von den Angreifern wurde nur einer gefasst und zu 16 Jahren Zuchthaus verurteilt. Die übrigen Beteiligten der »Jägerschlacht von Grund« schwiegen eisern und erschienen nie vor Gericht.

* * *

So heißt's halt in der Überlieferung. Aber wenn wir ehrlich sind – das meiste sind G'schichtn. Von Generation zu Generation ein bissl grausamer geworden. In Wahrheit war der Mayr wohl einfach ein Mann, der seinen Dienst mit unerschütterlichem Pflichtgefühl versah – und dabei gelegentlich übers Ziel hinausschoss.

Bis hierhin hab ich den Fall noch als einen ganz »normalen« Mord abgetan. So normal ein Mord halt sein kann. Jetzt galt es erst einmal herauszufinden, wer der Tote ist und dann sein Umfeld abzuklopfen. Also, alles wie immer. Und es stellte sich die Frage, warum der Tote hier am Mahnmal aufgefunden wurde.